

Nach Feierabend

2005

Herausgegeben von

David Gugerli, Michael Hagner, Michael Hampe,  
Barbara Orland, Philipp Sarasin und Jakob Tanner

# Nach Feierabend

Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte 1

Bilder der Natur –  
Sprachen der Technik

diaphanes

Publiziert mit freundlicher Unterstützung der OPO-Stiftung, Zürich  
und des Zentrums »Geschichte des Wissens«, gemeinsam getragen  
von ETH und Universität Zürich.

Redaktion:  
Barbara Orland  
Zentrum »Geschichte des Wissens«  
ETH Zentrum RAC  
8092 Zürich

ISBN 3-935300-97-2  
© diaphanes, Zürich-Berlin 2005  
[www.diaphanes.net](http://www.diaphanes.net)  
Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: 2edit, Zürich  
[www.2edit.ch](http://www.2edit.ch)  
Druck: Königsdruck, Berlin

# Inhalt

Editorial	7
<b>■■■■ Bilder der Natur – Sprachen der Technik</b>	
Philipp Felsch Aufsteigesysteme 1800 – 1900	15
Charlotte Bigg Das Panorama, oder La Nature A Coup d’Œil	33
Erich Hörl Zahl oder Leben: Zur historischen Epistemologie des Intuitionismus	57
Wolfgang Pircher Die Sprache des Ingenieurs	83
<b>■■■■ Essay</b>	
Valentin Groebner Historische Kostüme	111
<b>■■■■ Lektüre</b>	
Michael Hagner Du störst! Menschen im Labor und Fallibilismus: Über Benjamin Libets »Mind Time«	127
<b>■■■■ Dialoge</b>	
Ian Hacking Ein Stilbegriff für Historiker und Philosophen	139
Michael Hampe Die Archäologie vorgeschichtlicher Fliegengläser: Ian Hackings historische Ontologie	169
Michel Foucault »Ich bin ein Sprengmeister« Ein Gespräch über die Macht, die Wissenschaften, die Genealogie und den Krieg	187
Philipp Sarasin Krieg und Wahrheit: Michel Foucault als Sprengmeister	205



# Valentin Groebner

## Historische Kostüme

*»Kostüm, das: Entlehnt aus ital. costume, ›ethnische Eigenart‹, abgeleitet von lat. consuetudo. Zunächst in der darstellenden Kunst als Bezeichnung ethnischer Eigenarten verwendet, dann unter französischem Einfluß auf ›historische Bekleidung‹ eingeengt.«<sup>1</sup>*

Wie kommen Historikerinnen und Historiker zu den Themen, über die sie arbeiten? Und was haben die mit ihrer eigenen Gegenwart zu tun? Jede erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit ist auf zweierlei Recherche gegründet. Die erste konzentriert sich auf das Thema selbst; sagen wir, über einen bestimmten Aspekt der Geschichte des 16. Jahrhunderts. Die zweite Recherche dreht sich dagegen um den wissenschaftlichen Markt und handelt von der Frage, was für eine Art Arbeit der Autorin nützt. Der Erfolg einer akademischen Publikation (also etwa einer Dissertation über ein Thema aus der Geschichte des 16. Jahrhunderts) läßt die Ergebnisse der ersten Recherche in allen Details sichtbar werden. Ihr Erfolg läßt die zweite Recherche – über die Geschichtswissenschaft im 21. Jahrhundert – dagegen verschwinden: Das Buch ist dann einfach »aktuell«, »Gebot der Stunde«, oder auch, wie Rezensenten formulieren, »auf das wir gewartet haben«. Mindestens genauso intensiv wie ihre spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen studieren die Historikerinnen und Historiker also jene akademische Kultur der Gegenwart, der sie selbst angehören. Sie grübeln über dem Durcheinander von auftauchenden und wieder verschwindenden Schlag- und Zauberworten. Und sie versuchen sich zu orientieren in dem Geflecht von Machtansprüchen, Hierarchien und Abhängigkeiten, in dem sie ihre Recherchen und dann ihre Texte (und auch ihre eigenen Wünsche und Hoffnungen) plazieren.

Das wissen auch alle Beteiligten, die Doktorandinnen und Doktoranden am genauesten, aber explizit gesagt wird das nicht sehr häufig. Im Gegenteil: Die Worte »modisch« oder »exotisch« sind unter deutschsprachigen Historikern sehr unfreundliche Adjektive, um eine Arbeit zu charakterisieren. Kostümfeste finden also auf dem Planeten Akademia nicht nur zu Fasnacht statt. Und so spielerisch Kostümierung gewöhnlich daher kommt, das Anlegen der Kleider anderer Leute ist eine ernsthafte Sache. Wissenschaft ist unter anderem ein Rollenspiel, in dem auch die verkleidet sind, die ihren normalen Alltagsanzug tragen: und um Verklei-

dungen, um verschiedene Rollen von Wissenschaftlern und um gespielte Vergangenheiten soll es im folgenden gehen.

### Ein Gefühl von Krise

In den Geschichtswissenschaften werden dem Gegenwartsbezug wie der Ästhetik gewöhnlich keine analytischen Funktionen zugeschrieben. Aber heißt das auch, das beide unwirksam bleiben? Ich möchte eine Art Standortbestimmung versuchen, und ich gehe dabei von dem Bereich aus, in dem ich mich am besten auskenne, der Geschichte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Im Alltag der akademischen Geschichtswissenschaft wird gewöhnlich so getan, als ob das Material, das im 11., 15. oder 17. Jahrhundert entstanden ist, auf selbstverständliche, aber etwas vage und nicht näher erklärte Weise unsere Welt heute weiterhin präge; eine Gegenwart, die nur »mit Hilfe der Vergangenheit« verstanden werden könne, weil sie selbst von jenen historischen Inhalten determiniert sei. So formulieren Historikerinnen und Historiker das gewöhnlich in Anträgen auf Stipendien, Forschungsprojekte und auf den Waschzetteln unserer Bücher. Aber stimmt das überhaupt?

Mir scheint, daß sich in den Geisteswissenschaften – und vor allem in der Geschichte – etwas Grundlegendes verändert hat, durchaus diskret, aber doch merkbar und entschieden: eine Neuformulierung dessen, welche Art Wissen mit unserer eigenen Gegenwart zu tun hat und welche nicht. Der historische Ort und die Legitimität der Mittelalter- und Frühneuzeitgeschichte hat sich zu verschieben und aufzulösen begonnen. Nicht daß das Historische weniger prominent geworden wäre. Publikumswirksame große Ausstellungen setzen das Ästhetische an der Geschichte und den Zauber von historischem Bildmaterial sehr erfolgreich in Szene; Bilder sind zu einem selbstverständlichen und breit rezipierten Thema historischer Forschung geworden. Gleichzeitig sind noch nie so viele Texte über das Mittelalter und die frühe Neuzeit publiziert worden wie heute, in wissenschaftlichen Zeitschriften und Tagungsbänden, auf CD-ROM und über professionelle Portale und Mailing-Listen im Netz. Aber so richtig optimistisch sind die wenigsten Kolleginnen und Kollegen. Verbreitet ist eher der Eindruck einer Krise: Daß die ganze beeindruckende Gelehrsamkeit über das frühe und hohe und späte Mittelalter und die Renaissance, das die Geschichts- und die Literaturwissenschaften seit beinahe 200 Jahren angesammelt haben, in den letzten Jahren auf geheimnisvolle Weise implodiert sei. Das Detailwissen hat sich in eine Art Sanskrit verwandelt, in ein feines weißes Rauschen oder vielmehr in das, was Michel Foucault einmal die »wei-

che warme Freimaurerei der unnützen Gelehrsamkeit« genannt hat. Und so richtig positiv hat er das nicht gemeint.

Das betrifft sowohl die klassische Mediävistik wie die Erforschung der Frühen Neuzeit, und ich werde deswegen beide zusammen behandeln, trotz der starken Abgrenzungsbedürfnisse, die beide Fächer traditionellerweise voneinander haben. Wie und in welcher Form ist diese Geschichte heute präsent? Dafür ist ein kleiner historischer Rückblick notwendig.

### Ursprungserzählungen

Im 17. und frühen 18. Jahrhundert gab es auf Karnevalsfesten an deutschen Höfen oder im noblen patrizischen Milieu eine Kostümierung, die »altdeutsch« hieß – gemeint waren Kleidungen im Stil des späten Mittelalters. Das war eine Verkleidung unter anderen, neben den ebenfalls beliebten Kostümierungen als Mohr oder Türke.<sup>2</sup> Seit der Romantik war das nicht mehr möglich. Denn seit dem Ende des 18. Jahrhunderts war das Altdeutsche oder Mittelalterliche zur Chiffre für die eigentliche eigene Vergangenheit geworden. Mit der Geschichte der Vormoderne wurde im 19. Jahrhundert buchstäblich Staat gemacht; Mittelalter und Reformation wurden zum Authentizitätsspeicher moderner Nationalstaatlichkeit. Die utopische Vergegenwärtigung und »Vollendung« des Vergangenen in Form nationaler Abstammungsgeschichte wurde zur politischen Leitretorik und Legitimitätsmaschine. Die Adaptionen dieses Materials waren theatralisch: Die Fassaden der Wiener, Budapester und Berliner Gründerzeitquartiere sind nicht umsonst voller Mittelalter- und Renaissanceelemente. Moderne, aus Stahl und Beton gebaute Verwaltungsgebäude, Fabriken und Bahnhöfe reproduzierten architektonische Stilelemente aus dieser heroischen Nationalvergangenheit und vergrößerten sie ins Riesenhafte. Historienmalerei gehörte ebenso zu dieser Vergangenheitsvergegenwärtigung wie Editionsunternehmen und Museumsneubauten, Opern und Lehrstuhlgründungen, historische Romane und schließlich die Aufführungen historischer Dramen, in denen um 1900 patriotische und geschichtsbewusste Bürger ihre eigene nationale heroische Vergangenheit mit grosser Ernsthaftigkeit buchstäblich verkörpert haben – historistische Kostümfeste.<sup>3</sup>

So leicht wir das heute als Kuriositäten beschreiben, es sind die institutionellen Grundlagen der heutigen akademischen Disziplinen. Anhand des frühen Mittelalters hat der amerikanische Mediävist Patrick Geary unlängst noch einmal gezeigt, wie die Historiker des 19. Jahrhunderts anhand von Fichtes Idee vom »Stammvolk« und seiner historischen Kontinuität das erzeugten, was sie zu entdecken und zu konservieren vorgaben, nämlich ein ruhmreiches Mittelalter als nationale Vor-

geschichte und politisch-kulturelle Verpflichtung. Das konnten die Monumente zur Geschichte der Germanen sein, im Fall einer prominenten, in München beheimateten Institution; aber ebenso auch die italienischen, kroatischen, polnischen usw. Nationalvergangenheiten, nach denselben Prinzipien und mit derselben Quellentreue hergestellt.<sup>4</sup> Ein ähnliches Verfahren, wenn auch mit anderen Schwerpunkten und Narrativen, galt für die Geschichte der Reformation. Für Ranke und seine Nachfolger galt Luther als Verkörperung der »Zukunft des deutschen Volkes«. Wenn von der Geschichte der Vormoderne die Rede war, ging es um Souveränität. Anders gesagt, es ging um die politische Definition dessen, was unter dem religiös aufgeladenen Integrationsbegriff *Volk* jeweils verstanden wurde, wer dazu gezählt wurde und wer nicht – eine rückwärts konstruierte Entstehungsgeschichte des Eigenen. Denn in den Ländern, in denen sie sich durchsetzte, wurde die Reformation zum Markstein und Fundament der jeweiligen Nationalgeschichte erklärt.<sup>5</sup>

Man macht es sich zu leicht, wenn man dabei die exakte Geschichtswissenschaft von ihrer politischen Inanspruchnahme trennt. In der Praxis waren beide eng miteinander verbunden. Das historisch-kritische Paradigma der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts zielte ebenso wie das ihrer Schwesterdisziplin Philologie auf Wahrnehmung und Überwindung des Grabens, der die Gelehrten von der von ihnen erforschten vormodernen Vergangenheit trennte. Das war natürlich eine utopische Vorstellung. Es war der Wunsch, an mehreren Stellen gleichzeitig zu sein, aber als Unmögliches hat gerade dieser Wunsch machtvolle Wirkungen entfaltet.<sup>6</sup> Die in der sorgfältigen Erforschung der Texte wieder präsent gemachte Vormoderne war den Gelehrten so wertvoll, weil sie eben nicht nur Vergangenheit war, sondern ihrer Überzeugung zufolge gleichzeitig die Essenz zukünftiger nationaler Größe enthielt. Das war der Moment der Entstehung der modernen Definition des Historikers als Authentifikator: als staatlich besoldeter Spezialist für die Echtheit jener Texte, die Belege für die eigene Geschichte lieferten.

Aber Historiker wurden damit nicht nur Authentifikatoren, sondern auch Verkünder. Mit den Quellen alleine – denn das ist bis heute unsere liebste Form der Selbstdarstellung – sind die Historiker nämlich nur im Archiv. Hinterher, vor Zuhörerinnen und Lesern, sind sie es nicht mehr. Verkleidung auch hier: Die historische Wissenschaft mußte immer einen Teil ihrer erfolgreichen Anpassungsleistungen an die gegenwärtige und eigennützige institutionelle und politische Situation zum Verschwinden bringen, um als reine Wissenschaft auftreten zu können. Die Finanzierung von historischer Forschung und die öffentliche Zugänglichkeit von Information bzw. ihre Erschließung in Archiven, Bibliotheken, Quellenausgaben wurde seit dem 19. Jahrhundert mit dem öffentlichen Interesse

begründet, mit der Einzigartigkeit und Bedeutung der (genealogischen) Begründung – im Wortsinn, in die Tiefe – von historischer Selbstvergewisserung, Groß-erzählung, Teleologien von Staat und Nation. Dafür sind die historischen Lehrstühle gegründet worden. Und deswegen handelt jede Edition mindestens ebenso sehr von den Institutionen des 19., 20. und 21. Jahrhunderts, die sie hervorgebracht und finanziert haben, wie von den Texten des 4., 11. oder 16. Jahrhunderts, die sie präsentiert.<sup>7</sup>

Wir sollten den Kollegen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts nicht Naivität unterstellen. Sie wußten über ihre Doppelrolle als Authentifikatoren und Verkünder recht genau Bescheid. Als explizite Reaktion auf die militärische Niederlage gegen Preußen wurden in Frankreich in den acht Jahren zwischen 1871 und 1879 etwa 250 neue zusätzliche Lehrstühle für Philologie und Geschichte gegründet.<sup>8</sup> So wie heute neue Professuren für Neue Medien oder Bioinformatik als Innovation gegen die Krise helfen sollen, setzte das besiegte Frankreich auf historische Philologie und Nationalgeschichte als Zukunftstechnologien. Das gelehrte Deutschland sah das genauso. »Historische Gegenstände, die eine solche Beziehung (zur Gegenwart) nicht zulassen, gehören dem Antiquar«, schrieb Ernst Troeltsch kühl in einer Schrift 1911, die nicht umsonst *Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt* hieß. Das ließ sich auch anders ausdrücken, in Titeln wissenschaftlicher Publikationen wie Wilhelm Haberlings *Die Verwundetenfürsorge in den Heldenliedern des Mittelalters*, erschienen in Jena 1917, oder Anton Königers *Die Militärseelsorge der Karolingerzeit*, München 1918. Haberlings und Königers französische und belgische Historikerkollegen suchten während des Ersten Weltkriegs anhand von Quellen des 10., 13. oder 16. Jahrhundert dagegen den Nachweis der Kontinuität nationaler Interessensgegensätze und immer schon dagewesener, seit dem Mittelalter an den Quellen nachweisbarer deutscher Brutalität und Primitivität zu führen.

Abstammungsgeschichte also, direkte Verbindung: Die Geschichte des Mittelalters und der frühen Neuzeit wurde immer dann als Bilderfundus und Authentizitätsreservoir für die jeweilige Gegenwart benutzt, wenn es um Identitätspolitik ging. Der drei Kilometer lange Festzug »Zweitausend Jahre Deutsche Kultur« zum Beispiel, der am 18. Juli 1937 als bewegliches Historienfestspiel in vorher nie dagewesener Größe in München stattfand, »Heerfahrt der Volksgemeinschaft« und »Ausdruck einer im tiefsten erbauten und zum höchsten entschlossenen Blut- und Kulturgemeinschaft«, war unübersehbar von Mittelalter und Reformation dominiert.<sup>9</sup> Auf die acht Abteilungen zur germanischen Vorzeit, die Kostümierte auf geschmückten Wagen zeigten, folgten nicht weniger als 22 Mittelalter-Abteilungen, die den Jahrhunderten von der Romanik bis zur Renaissance gewidmet waren;

Barock, Klassik und Romantik waren gerade nur mit sieben Abteilungen vertreten. Vor den Münchner Schaulustigen zogen dann noch einmal Wagen vorbei, die mit Symbolen für »Opfer«, »Treue« und »Glauben« geschmückt waren: Sie wurden von SS- und SA-Angehörigen geschoben, die ebenfalls mittelalterliche Kostüme trugen. Hier wurde sehr bewußt an die historischen Inszenierungen des 19. Jahrhunderts angeschlossen. So »mittelalterlich« die Aufmachung der Teilnehmer, so aktuell war die Technik, die zur Dokumentation des Umzugs eingesetzt wurde: Festgehalten wurde das Historienfestspiel vom Juli 1937 nämlich im brandneuen Medium Farbfilm.

### Erzählweisen

Anders gesagt, historische Distanz ist eine fragile Kategorie. Der politische Gebrauch von historischem Material folgt offensichtlich anderen Spielregeln als denjenigen, die innerhalb der akademischen Geschichtswissenschaft gelten und die sich die Gemeinde der Historiker von den Zielen ihrer Arbeit selbst macht. Politische Gemeinschaften sind deswegen an ihrer eigenen Geschichte interessiert, weil diese Geschichte reduzierte Komplexität verspricht – eine imaginäre Rückkehr in ein mythisches, eigentlicheres Selbst. Wie jede andere Phantasie ist die Phantasie der Geschichte dabei nicht unbedingt Zeichen für Machtlosigkeit und Frustration. Sie ist vielmehr eine Möglichkeit, gleichzeitig mehrere, auch einander widersprechende Positionen einzunehmen, ohne daß die Widersprüche aufgelöst werden müssen, und das macht historisches Material so unwiderstehlich für Identitätspolitik.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat die Vormoderne – und zwar Mittelalter wie Reformation – ihre Brauchbarkeit dafür aber zum größten Teil eingebüßt. In den 1950er und frühen 60er Jahren mochte man sich noch auf ein mittelalterlich-karolingisch definiertes Europa berufen oder auf Erasmus als Gewährsmann humanistischer Toleranz; aber so richtig gut haben sich diese Erzählmuster nicht gehalten. Dahingewelkt sind auch die frühbürgerliche Revolution und die rebellischen Bauern und Handwerksgesellen, die Abstammungserzählungen der marxistischen Kollegen. Je klarer Historiker und Volkskundler zeigten, daß die vermeintlich urwüchsigen alten Traditionen, daß Fasnacht und Brauchtum ebenso wie Trachten und politische Gründungsmythen allesamt Erfindungen und Neuinszenierungen des 19. Jahrhunderts waren, desto weiter weg rückte die Vormoderne. Heute gehört gerade noch die Aufklärung zum Repertoire jenes Eigenen, womit wir »uns« politisch definieren; das 14. oder 17. Jahrhundert nicht mehr. Die direkte Rückbindung zur Vormoderne qua Abstammungsgeschichte, der dem

19. und noch dem frühen 20. Jahrhundert so teuer war, ist gekappt. Deswegen verschwindet die Geschichte der Vormoderne in den letzten Jahrzehnten auch zunehmend rasch aus den Lehrplänen in den Schulen.

Das heißt aber nicht, daß Geschichte und historisches Material insgesamt weniger wichtig geworden wäre, im Gegenteil. Es ist die Ermordung der europäischen Juden, der Holocaust, der heute den Ursprungsmythos des demokratischen Westens darstellt und Genealogie wie Signifikanten für die Definition dessen liefert, wer »wir« sind. Daher die besondere prominente Rolle der damit befaßten Historiker: Geschichtspolitik als gesteigerte Intensität des Gefühls. Michael Jeismann hat daran erinnert, daß öffentliche und politisch stark instrumentalisierte Symbole der Erinnerung immer Funktion und Aktion zugleich sind: Sie reproduzieren, was sie memorieren.<sup>10</sup> Es scheint, daß der Holocaust auf eine spezifische Weise Sicherheit verspricht; die Dokumentation des Schrecklichen und der Schuld wird Selbstversicherung dafür, daß man jetzt auf der richtigen und sicheren Seite stehe. In den letzten eineinhalb Jahrzehnten wurde in Westeuropa und in den USA bei mindestens drei bewaffneten Konflikten (anlässlich des ersten Golfkriegs, der Intervention der NATO im Kosovo und erneut im zweiten Golfkrieg) der direkte historische Bezug auf die Ermordung der europäischen Juden als politische Legitimation für militärisches Eingreifen verwendet. Auf mittelalterliche oder frühneuzeitliche Geschichte als politisches Argument wird dagegen heute nicht mehr zurückgegriffen. Wenn es doch geschieht, dann agieren Randfiguren wie Slobodan Milosevic, Jean-Marie Le Pen, Umberto Bossi (bei der versuchten Gründung einer oberitalienischen Republik Padania 1994), oder andere bizarre isolierte Rechtsradikale.

Gehen wir für einen Moment wieder zu unserer Ausgangsfrage zurück. Mit welchen Mitteln wird eine direkte Verbindung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart hergestellt? Man könnte dabei drei unterschiedliche Erzählmodi unterscheiden. Der erste, den ich oben ausführlich beschrieben habe, legt das Gewicht auf zeitliche Abfolge als Abstammungsgeschichte. Die Mittelalter- und Frühneuzeitgeschichte erscheint dabei als etwas, was unter einem sei, als »Wurzel« oder »Grundlage« – die Erzählrichtung ist vertikal. Ein zweiter, jüngerer Erzählmodus ist horizontal, könnte man sagen: Er konzentriert sich nicht mehr auf Ursprünge und Vorläufer, sondern betreibt Fragmentierung und Rekombination von exotischem Material, in horizontaler Ordnung. Betont wird die Andersheit der Vergangenheit, das Pittoreske; und die Vormoderne wird dabei zur Anti-Moderne, in der alles mehr oder weniger gleich weit entfernt von der Gegenwart erscheint, die Stauer ebenso wie der Bauernkrieg, organisiert als Breite und Diversität. Neben Modus 1, der Genealogie und Modus 2, der Alterität, könnte man schließlich noch

eine dritte Vergegenwärtigung von Vergangenheit beschreiben. Sie stellt die subjektive Bindung des Autors an das historische Material heraus, das er recherchiert, rekonstruiert und präsentiert. Das Gewicht liegt hier auf dem emotionalen Moment, auf Identifikation und Anverwandlung. Der Autor oder die Autorin macht Personen aus der Vergangenheit gewissermaßen zu eigenen Vorfahren, indem er oder sie ihre Geschichte erforscht. (Familienähnlichkeiten stellen sich dann gewöhnlich wie von selbst ein.) Mit diesen drei Erzählmodi – vertikal, horizontal, biografisch – ist das grundsätzliche rhetorische Repertoire abgesteckt. Sie sind in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen in jeder Rede über Geschichte präsent.<sup>11</sup>

In die Vormoderne-Rezeption gehört schließlich auch die private und wissenschaftsferne populäre Mittelalterszene, die seit den 1990er Jahren einen bemerkenswerten Boom erlebt und in der BRD mehrere erfolgreiche Zeitschriften betreibt, deren erfolgreichste, »Karfunkel« zweimonatlich auf eine Auflage von 22.000 Exemplaren kommt. Für das Jahr 2004 wurden darin insgesamt über 1500 Mittelalter-Anlässe angekündigt. Das Spektrum reicht dabei von publikumswirksamen Spektakeln bis zu selbstorganisierten *re-enactment*-Treffen, die dem möglichst originalgetreuen Nachspielen historischer Ereignisse dienen und die Enthusiasten für buchstäblich selbstgemachte Geschichte versammeln: eine pittoreske Gegenwart, die von den Kelten bis zum Westfälischen Frieden reicht.<sup>12</sup>

### Vergangenheitstourismus

Während also Mittelalter-Lehrstoff in den Geschichtslehrplänen in den Schulen eine immer geringere Rolle spielt, wird das Mittelalter – oder genauer gesagt, das Reden über das Mittelalter – in anderen Bereichen durchaus nicht weniger. Nämlich dort, wo das Mittelalter jene urtümliche Periode ist, die »wir« überwunden haben, in der sich andere aber noch befinden. Schön auf den Punkt bringt das die Titelgeschichte des *Spiegel* vom Dezember 2003, die Martin Luther als jenen Mann feierte, der Deutschland den »Abschied vom Mittelalter« ermöglicht habe. Der Artikel selbst suggerierte mit der Gegenüberstellung zweier Bilder, links angeblich mittelalterliche Flagellanten während einer Pestepidemie, rechts die Selbstgeißelung moderner schiitischer Gläubiger, die Mehrzahl der Bewohner des Iran und Irak lebten heute in einer zutiefst mittelalterlichen Gegenwart. »Sind die modernen Dschihadis den Kreuzzögeln und Hexenverbrennern nicht sehr ähnlich?« fragte der Autor, und die Bildunterschrift lieferte auch gleich den genauen Zeitunterschied nach: »Mehr als ein halbes Jahrtausend zurück.«<sup>13</sup>

Das Darstellungsmuster ist weit verbreitet. In popularisierter Form ist es praktisch täglich in der Zeitung zu lesen: Andere Kulturen hätten die historische Entwicklung, die Europa bereits hinter sich habe, eben noch vor sich. Dementsprechend können radikale Mullahs im Paris und Lyon der Gegenwart mit den radikalen Propagandisten der Liga aus den französischen Religionskriegen des späten 16. Jahrhunderts verglichen werden; so unterschiedlichen Ländern wie Somalia und Indien werden unterschiedslos »mittelalterliche« Zustände zugeschrieben, und »dem Islam« als ganzem wird pauschal bescheinigt, er habe eben noch keine Aufklärung hervorgebracht, deswegen falle ihm der politische Dialog mit dem Westen so schwer. Die Europäische Gemeinschaft und die Vereinigten Staaten von Amerika werden als Endprodukt einer langen, linearen und zielgerichteten Entwicklung aufgefaßt, während sich andere Teile der Welt noch in anderen Zeitepochen befänden. Reden über Geschichte handelt hier von verzeitlichter Unvollkommenheit, vom Noch-Nicht, wie der indische Historiker Dipesh Chakrabarty unlängst pointiert formuliert hat.<sup>14</sup> Natürlich wissen gebildete Europäer, daß sich die Leute in Madras oder im Hadramaut im selben Jahr 2005 befinden wie die in Zürich oder München, daß sie mit den gleichen Canon-Kameras fotografieren (wenn sie es sich leisten können), daß sie sich Musikvideos ansehen und daß auch indische und libanesische Kollegen über Foucault, Žižek und Agamben diskutieren. Aber daß die da unten ein bißchen eben doch »vormodern« seien, auch wenn sie unsere Software schreiben, dieses Etikett klebt. Und zwar fest.

Damit wären wir wieder bei den Karnevalsfesten des 17. Jahrhunderts angekommen, wo Verkleidungen als »Altdeutsch« gleichberechtigt neben Kostümierungen als »Mohr« oder »Türke« stehen konnten. Nur daß wir allzu leicht glauben, daß Menschen in anderen Erdteilen wirklich das *sind*, als das wir sie verkleiden. Historische Kostümierung ist schließlich Alltagsgeschäft in einer ganz besonderen, mit Geschichtsbildern sehr eng verbundenen Industrie: dem Tourismus. In den Katalogen von Reiseveranstaltern ist ununterbrochen von Zeitreisen die Rede, vom Schweizer Freilichtmuseum Ballenberg (Werbeslogan: »Wo Vergangenheit noch ein Erlebnis ist«) bis zu »unberührten mittelalterlichen Dörfern« in der Toskana oder im Jemen. Das kleine Wort »noch« ist der Magnet, und das Publikum ist offensichtlich fest entschlossen, sich gegen Bezahlung in eine mythisch kohärente Vergangenheit-in-der-Gegenwart zu begeben, in »unberührte Natur« und »unspoiled medieval architecture«, vor der Volkstanzgruppen und Hirten in »traditionellen« Kostümen auftreten.

Ein großes historisches Kostümfest: Denn wenig ist so modern wie die Vorstellung einer »traditionellen Gesellschaft«. Vor zwei Jahren war in Schweizer Reisebüros ein Plakat zu sehen, das neben Fotos von schönen alten Häusern, Palmen

und blauem Meer verkündete: »Marokko – ein orientalischer Traum von der Vergangenheit«. Sein Text führt vor, wie ein ganzer Komplex von Wünschen in den Betrachter und prospektiven Kunden hineinverlegt wird. Explizit ist die Aufforderung, die komplizierte Gegenwart Marokkos zu ignorieren und ein Land, das immerhin ein paar hundert Kilometer westlich der Schweiz liegt, in einen imaginären pittoresken Orient zu rücken. Das Plakat bannt gleichzeitig eine sehr westliche Angst. Es versichert, daß Weltgegenden wie Marokko (oder eben auch Argentinien, Indien oder der Jemen) Motive aus der Vergangenheit des wohlhabenden Westeuropa darstellen; daß sie pittoreske und touristisch erschlossene Nochs sind. Gebannt werden muß das weit unangenehmere Szenario, das diese Länder möglicherweise vielleicht nicht Nochs, sondern Schons sein könnten, Ausblicke nicht auf die Vergangenheit, sondern auf eine bedrohliche westeuropäische Zukunft mit zerfallender öffentlicher Infrastruktur, verarmter Unterklasse und einer gewalttätigen Elite. Das ist es, wovor wir uns eigentlich fürchten; und das Marokko-Plakat verspricht auf magische Weise Schutz davor.

Tourismus funktioniert so als die Bestätigung des Rechts, zwar Zeit an einem exotischen pittoresken Ort zu verbringen, aber dessen jeweilige Gegenwart nicht zu sehen. Und Geschichte erscheint als Materialreservoir für diese Phobien, als Verschuß der Gegenwart und als Argument, um gegenwärtige Gleichzeitigkeiten und Paradoxa nicht wahrnehmen zu müssen. Das kollektive Gedächtnis ist durch solchen stummen, massiven und massenhaften Widerwillen organisiert. Es ist ein Archiv der Amnesien, wie die amerikanischen Historiker Lauren Berlant und Michael Warner formuliert haben, und das Motto über seinem Eingang laute: »Memory is the Amnesia you like.«<sup>15</sup> Tourismus ist heute, 2005, die zweitgrößte Industrie des Planeten.

### Gegenwärtigkeit

Das sind die Bedingungen, unter denen Historikerinnen und Historiker der Vor-moderne heute arbeiten. Wie läßt sich das für die eigene Arbeit produktiv machen? Offensichtlich geht es um etwas, was man Gegenwärtigkeit nennen könnte. Wir tun so, als ob es in Westeuropa heute keine Bettler gäbe, weil wir sie nicht als Teil dessen beschreiben, was wir für unsere Gegenwart halten. Sie sind aber trotzdem da. In der vermeintlich durchrationalisierten und kontrollierten Welt am Beginn des 21. Jahrhunderts steckt eine ganze Menge Gemengelage, Unordnung. Es gibt beträchtliche Bereiche, in die der moderne Verwaltungs- und Kontrollstaat nie vorgedrungen ist. In anderen, noch größeren Grauzonen konkurriert und koexistiert er mit verschiedenen anderen Gewaltagenturen – etwa im riesigen Feld der

Migration und der halblegalen und illegalen Arbeitsmärkte. Dazu muß man gar nicht in das nächste Restaurant gehen, in dem syrische Kurden, Tamilen und Weißrussen die Küche putzen. So gut wie alles spanische Gemüse, das in der EU verzehrt wird, ist von Illegalen angebaut, gedüngt und geerntet. Aus anderen Bereichen beginnt sich der klassische Ordnungsstaat wieder zurückzuziehen. Der Sicherheitsbereich bietet dafür einige eindrucksvolle Beispiele; die Expansion privater Ordnungsdienste ist in Ländern wie Brasilien, der Türkei und in Osteuropa noch um einiges massiver als in der Schweiz oder der BRD. Ähnliches gilt für das Militär. Die US-Armee hat in den letzten zehn Jahren zentrale Bereiche wie Nachschub, Verpflegung und Munitionslogistik privatisiert und vollständig an private Firmen wie MPRI oder Brown & Root übertragen. Mehr als die Hälfte der heute im Irak eingesetzten amerikanischen und britischen Ordnungshüter sind keine regulären Militärangehörigen, sondern Angestellte privatisierter Sicherheitsfirmen, *corporate warriors*, wie eine neu erschienene Studie sie nennt.<sup>16</sup>

Wer vergleichbare Situationen finden will, muß zur Geschichte der großen kolonialen Handelskompagnien und ihrer Armeen zurückgehen oder zu den Söldnerunternehmern des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Situation, in der wir uns heute wiederfinden, ist ein Durcheinander sehr verschiedener Elemente, von denen manche sehr modern, andere dagegen ziemlich vormodern aussehen. »Nehmen wir endlich die Undurchsichtigkeit der Welt, in der wir leben, zur Kenntnis«, hat der Historiker Karl Schlögel unlängst geschrieben, »und stellen wir die Fragen, die man stellt, wenn man aufgehört hat, so zu tun, als wüßte man Bescheid. Der derzeit am wenigsten bekannte Ort ist Europa im Übergang. Mit den Migranten und der informellen Ökonomie entstehen andauernd neue Orte, von denen wir erst etwas zu verstehen beginnen, wenn wir hingehen und es uns aus der Nähe ansehen. Theorie würde so wieder zu dem, was es als griechisch ›Theoria‹ bedeutet hat: Anschauung. Aufmerksamkeit – die knappste Ressource und gleichzeitig die zentrale Aufgabe der Universitäten.«<sup>17</sup>

Es ist deutschsprachige Wissenschaftstradition, daß »modisch« und »exotisch« im akademischen Kontext sehr abfällige Worte sind. Es ist außerdem deutschsprachige Tradition, daß ästhetische Subjektivität sich vorzugsweise im Gestus der Trauer, in bestimmten Obsessionen und in mehr oder minder esoterischer Sprache realisiert. Aber niemand verpflichtet die Historiker, diese Tradition fortzusetzen. Sie brauchen die Spannung zwischen Archiv und Aktualität, um überhaupt Sinn erzeugen zu können. Geschichte funktioniert, wenn sie berührt. Das ist die große Lektion des 19. Jahrhunderts: Daß wir nämlich nicht immer dieselbe Vergangenheit gehabt haben. Wir verändern die Tradition, indem wir sie beschreiben.

An den deutschsprachigen Universitäten findet man gelegentlich ältere Herrschaften, die erzählen, man lebe in einer besonders krisenhaften Spätzeit. Die meinen das nicht böse, aber glauben muß man diesen Unfug nicht. Denn das ist einfach Kulturpessimismus, und Kulturpessimismus ist im wesentlichen melancholische Besserwisseri, die autistische Bestätigung der eigenen Kennerschaft von Leuten, die nichts Neues mehr sehen, hören und lesen wollen. Kulturpessimismus ist das Gegenteil dessen, was einen guten Historiker ausmacht: Neugier.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Kluge, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin/New York 2002, S. 531. Der Text ist als Vortrag für das Kolloquium zur Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität München im Februar 2005 entstanden und für die Publikation leicht überarbeitet. Danke an Winfried Schulze, Arndt Brendecke und Cornel Zwierlein für kritische Einwände und Kommentare.
- <sup>2</sup> Schubert, Ernst: *Alltag im Mittelalter. Natürliches Lebensumfeld und menschliches Miteinander*, Darmstadt 2001, S. 149.
- <sup>3</sup> Für den Schweizer Kontext siehe etwa die schönen Beispiele bei Marchal, Guy: »Die ›Alten Eidgenossen‹ im Wandel der Zeiten«, in: *Innerschweiz und Frühe Eidgenossenschaft*, hg. vom Historischen Verein der Fünf Orte. Bd. 2, Olten 1992, S. 309-403, und bei Sarasin, Philipp: *Die Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft*, 2. Aufl. Göttingen 1997, S. 274-338.
- <sup>4</sup> Geary, Patrick: *Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen*, Frankfurt/Main 2002, S. 33-43.
- <sup>5</sup> Brady, Thomas Jr.: »Robert W. Scribner, ein Historiker der deutschen Reformation«, in: Scribner, Robert: *Religion und Kultur in Deutschland 1400-1800*. Hg. von Lyndal Roper, Göttingen 2002, S. 21-40, bes. S. 23ff.
- <sup>6</sup> Siehe den anregenden Forschungsüberblick von Philipp Müller: »Geschichte machen. Überlegungen zu lokal-spezifischen Praktiken in der Geschichtswissenschaft und ihrer epistemischen Bedeutung im 19. Jahrhundert«, in: *Historische Anthropologie* 12 (2004), S. 415-433.
- <sup>7</sup> Siehe dazu die Beiträge in dem lesenswerten Tagungsband »Quelle« zwischen Ursprung und Konstrukt: ein Leitbegriff in der Diskussion. Hg. von Rathmann, Thomas u.a., Berlin 2004.
- <sup>8</sup> Bloch, Howard: »New Philology and Old French«, in: *Speculum* 65 (1990), S. 29-52, S. 40.
- <sup>9</sup> Otto Gerhard Oexle: Die Moderne und ihr Mittelalter, in: *Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt*, hg. von Peter Segl, Sigmaringen 1997, S. 307-364, S. 353. (mit weiterführenden Hinweisen).
- <sup>10</sup> Jeismann, Michael: *Auf Wiedersehen Gestern. Die deutsche Vergangenheit und die Politik von morgen*, Stuttgart / München 2001.
- <sup>11</sup> Vgl. meine Skizze: »Welche Themen, wessen Frühe Neuzeit? Kulturbegriff und Gegenwartsbezug«, in: *Zwischen den Disziplinen. Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, hg. von Helmut Puff

und Christopher Wild. Göttingen 2003, S. 21-36. Den Hinweis auf einen dritten Modus verdanke an Arndt Brendecke bei einer Diskussion in München im Februar 2005. Anregend Koselleck, Reinhard: »Geschichte, Geschichten und formale Zeitstrukturen«, in: Ders., *Vergangene Zukunft*, Frankfurt/M. 1979, S. 130-139.

<sup>12</sup> Tonella, Denise: *Das erlebbare Mittelalter als heilendes Märchen*, Lizentiatsarbeit Universität Basel, 2005. Für den angelsächsischen Raum siehe Castle, Gregory: *Modernism and the Celtic Revival*. Cambridge 2001, und Heng, Geraldine: *Empire of Magic. Medieval Romance and the Politics of Cultural Fantasy*, New York 2003.

<sup>13</sup> *Spiegel* Nr. 51 (Dezember 2003), S. 77.

<sup>14</sup> Chakrabarty, Dipesh: *Provincializing Europe*, Princeton 2002; Conrad, Sebastian und Randeria, Shalini: »Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt«, in Dies. (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus*, Frankfurt/M. 2002, S. 9-49.

<sup>15</sup> Berlant, Lauren und Warner, Michael: »Sex in Public«, in: *Critical Inquiry* 24 (1998), S. 547-566.

<sup>16</sup> Singer, Peter: *Corporate Warriors. The Rise of the Privatized Military Industry*. Ithaca/New York 2003.

<sup>17</sup> Schlögel, Karl: »Weltsüchtiger Olympier. Das Forscherleben des Alexander von Humboldt«, in: *Lettre International* 66 (2004), S. 7-11.



Lektüre

